

dtv

Nach Anschlägen auf Frankfurter Lokalpolitiker wird in der Stadt über verschärfte Sicherheitsmaßnahmen diskutiert. Polizeireporter Norman Jacobi gerät in eine aggressive Demonstration von Gegnern dieser Pläne, bei der ein Aktivist ums Leben kommt. Schnell kursieren Gerüchte, die »Bullenschweine« hätten ihn getötet. Kurz darauf erhält Jacobi Besuch von einem der Demonstranten, der ihm mehr Informationen, sogar belastendes Material gegen den Staatsschutz verspricht. Obwohl von Kommissar Bruno Demandt gewarnt, der Mann sei ein Krimineller, schreibt Jacobi eine Reihe polizeikritischer Artikel. Aber auch Katharina Becks Recherchen ergeben: Die Aktivisten agieren skrupellos, es sind Drogen im Spiel, und sie werden vom Staatsschutz beobachtet. Jacobi steht zwischen den Fronten und fragt sich, wem er trauen kann. Da macht er in den Räumen der Bürgerrechtler eine überraschende Entdeckung: Er findet ein Dossier über sich selbst ...

Frank Uhlmann, 1971 in Niedersachsen geboren, ist Soziologe, Politologe und freier Autor. Er lebt in Gießen. Nach ›Brennen sollst du‹ (dtv 21552) und ›Du hast keine Wahl‹ (dtv 21658) ist dies der dritte Teil seiner Thrillerreihe um den Polizeireporter Norman Jacobi und die Historikerin Katharina Beck.

Frank Uhlmann

DIE AKTE
JACOBI

Thriller

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Frank Uhlmann
sind bei dtv außerdem erschienen:
Brennen sollst du (21552)
Du hast keine Wahl (21658)



Originalausgabe 2018
© 2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Alexandra Bowien/dtv
unter Verwendung von Fotos von gettyimages
Gesetzt aus der Aldus 9,75/12
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21735-4

PROLOG

Die Fernsehbilder zeigten vergitterte Schaufenster.

Geschlossene Rollos.

Kaum Menschen auf der Straße, und die wenigen hatten es eilig. Kalter Wind wehte Papier über das Pflaster.

Als hielte die Stadt den Atem an.

»Wie High Noon in Frankfurt«, sagte der Reporter. »Aber anders als im legendären Western ist es nicht ein Einzelner, der sich einer Bande von Gesetzlosen entgegenstemmt, sondern eine mächtige Koalition aus Politik und Polizei. Und der Gegner – so muss man es wohl nennen – sind die Bürgerinnen und Bürger der Stadt. Sie, ich, wir alle.« Der junge Journalist trug eine dicke Steppjacke und fror trotzdem. Kräftige Statur, gepflegter Vollbart, vom Wind gerötete Augen. »Nachdem in den vergangenen Monaten mehrere Anschläge auf Abgeordnete verübt worden waren, ist die Politik fest entschlossen, ein Gesetz zum besseren Schutz der Mandatsträger durchzusetzen, und dies auf Kosten der Grundrechte. So sind Einschnitte bei der Versammlungsfreiheit geplant, öffentliche Gebäude sollen durch eine Bannmeile abgeschirmt und die Zugriffsrechte der Polizei gegenüber den Bürgerinnen und Bürgern deutlich gestärkt werden. Dagegen hat sich massiver Widerstand gebildet, quer durch alle Bevölkerungsschichten. Mehrfach kam es zu Protestkundgebungen und gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Demonstranten und Sicherheitskräften. Trotz des Widerstands halten die Behörden an ihren Plänen für die

neue Gesetzgebung fest und werten den jüngsten Ermittlungserfolg als weiteren Beweis für deren Notwendigkeit.«

Bilder eines Mietshauses. Beamte führten Männer in Handschellen zu einem Streifenwagen, andere luden Kartons und Computer in Transporter. »Die Polizei scheint überzeugt«, erklärte der Reporter, »durch den Einsatz heute Vormittag einen weiteren Anschlag auf einen Abgeordneten verhindert zu haben. Drei verdächtige Personen wurden festgenommen.«

Nun Aufnahmen einer Pressekonferenz, auf einem Podium Uniformierte und Anzugträger hinter Mikrofonen und Namensschildern. Ein gewisser Körper vom Staatsschutz hatte das Wort. »Bei der Hausdurchsuchung konnten nicht nur staatsgefährdende Schriften, sondern auch große Mengen an Waffen, Munition und Sprengstoff sichergestellt werden, außerdem Unterlagen, die auf eine konkrete Anschlagsplanung deuten.« Kameranäher über einen Tisch mit einem beeindruckenden Waffenarsenal. »Dies beweist leider erneut, dass eine Gruppe von Personen der Stadt den bewaffneten Kampf erklärt hat. Und dass Frieden, Freiheit und Sicherheit nur durch konsequente und uneingeschränkte polizeiliche Ermittlungsarbeit gewahrt werden können.« Körper beugte sich vor. »Heute sind die Kollegen noch rechtzeitig gekommen. Aber was ist morgen? Wir ... die Stadt braucht dieses Gesetz.«

»Doch wer sind diese angeblichen Staatsfeinde«, fragte der Reporter aus dem Off, »vor denen sich Polizei und Politik in eine Wagenburg zurückziehen wollen?« Bilder eines Demonstrationszuges, dichtes Gewimmel, Transparente, gebüllte Parolen gegen Polizeiwillkür und die Abschaffung der Grundrechte. Dazwischen Eltern mit Kinderwagen. Der Journalist fragte eine junge Frau, warum sie hier sei.

»Es geht um unsere Freiheit!«, schrie sie gegen den Lärm. »Darum, in welchem Land wir leben. Ich will nicht, dass die

Polizei meine Wohnung durchwühlen darf, nur weil ich mit einer politischen Entscheidung nicht einverstanden bin.«

Der Reporter versuchte eine Nachfrage, wurde aber über-
tönt vom Kreischen der Trillerpfeifen.

Der Lärm störte den alten Mann. Er tat ihm weh. Zittrig griff er die Fernbedienung und schaltete den Ton ab. So war es besser.

Er hatte wenig übrig für Geschrei. Nur Verachtung. Erreichen ließ sich damit sowieso nichts, das wusste niemand besser als er. Wer etwas bewegen wollte, musste viel subtiler vorgehen. So unauffällig, dass die Leute gar nicht bemerkten, wie ihnen geschah. Und wenn sie es begriffen, würde es längst zu spät sein.

Einen Moment noch beobachtete er das hysterische Gezappel auf dem Fernsehschirm. Schließlich wechselte er das Programm. Nun im Bild nichts weiter als ein Wohnungsflur mit hässlichen Dielen. Links an der Wand ein Rennrad, daneben ein einfaches Holzregal. Eine Weile geschah nichts, und der alte Mann genoss die Stille. Wie in einem Labor. Eine perfekt durchdachte Versuchsanordnung, in der jedes Element seinen Platz besaß. Und genauso funktionierte, wie er es geplant hatte.

Ein Mann lief durchs Bild, groß, breitschultrig, mit Boxershorts und strubbeligem Haar. Norman Jacobi war achtunddreißig, Polizeireporter und lebte in dieser Behausung. Seit geraumer Zeit hatte der alte Mann ihn im Auge.

Jacobi verschwand in einer Tür, und die Aufnahme machte einen Sprung. Mit einem Kaffeebecher saß er an seinem Computer, den Rücken zur Kamera. Auf dem Sofa neben ihm lag träge ein Hund. Wieder rührte sich nichts, der alte Mann griff den Joystick seines Rollstuhls und fuhr näher an den Bildschirm heran. Neigte den Kopf und beobachtete Jacobi, der Gesichtsausdruck mal neugierig, dann wieder streng. Wie ein Vater, der besorgt seinem Sohn zusah. Die

ganze Zeit schon mühte er sich, Jacobi etwas zu erklären, ihm etwas beizubringen. Er stieß ihn mit der Nase darauf, aber Jacobi begriff nicht, und das machte den alten Mann immer wieder wütend. Andererseits hatte er genau das erwartet.

Ein wenig richtete er sich auf im Rollstuhl. Ob Jacobi damit rechnete, beobachtet zu werden? Wahrscheinlich ahnte der Journalist etwas von der Existenz des alten Mannes, irgendwo. Aber dass sie sich so nah waren? Zitternd hob der Alte den Arm Richtung Bildschirm, bis er ihn fast berührte. Er stellte sich vor, wie sie sich begegneten. Er grinste schief.

Nun trat eine Frau ins Bild, zierlich, beinahe hager. Sie trug ein kurzes Nachthemd, umarmte Jacobi von hinten, trank einen Schluck aus seinem Becher. Seit einiger Zeit tauchte Katharina Beck immer häufiger in Jacobis Nähe auf. Sie war etwas jünger und Historikerin mit Hang zum Abenteuer. In der Vergangenheit hatte sie Jacobi bei dessen Recherchen mehrfach aus der Klemme geholfen. Trotzdem misstraute ihr der alte Mann. Die Wahrheit war, dass er sie noch nicht richtig einschätzen konnte. Ob sie sein Experiment förderte oder eher gefährdete. In seiner Versuchsanordnung war sie die unbekannt Variable. Er würde auch sie im Auge behalten.

Als auf dem Bildschirm länger nichts passierte, schaltete er durch die Programme, bis er bei einem Trickfilm landete. Ein Wolf oder Hund jagte ein Tier, das ein wenig aussah wie ein Vogel Strauß. Immer wieder dachte sich der Wolf neue Methoden aus, um den Vogel in die Falle zu locken: Geschosse, Explosionen, komplexe Apparaturen. Es blitzte und knallte unentwegt. Aber das Federtier war cleverer und schneller. Grinsend raste es durch die karge Landschaft und gab dabei seltsame Töne von sich, die klangen wie eine Hupe. Nichts schien es aufhalten zu können. Die tollpatschigen Bemühungen des Wolfes amüsierten den alten Mann.

Und was, wenn Jacobi wie der Wolf aus dem Cartoon wäre,

immer auf der Jagd, aber ziemlich erfolglos, weil ihm die Cleverness fehlte und er nicht dazulernte? War er, der alte Mann, dann dieser komische Vogel? Die Vorstellung gefiel ihm. Wieder bediente er den Joystick in der Armlehne und fuhr im Kreis um den Tisch herum. Dabei imitierte er eine Hupe. Das war lustig, und er drehte noch eine zweite Runde. Danach stoppte er und wandte sich wieder dem Trickfilm zu. Es dauerte nicht lange, und der Wolf tappte in die nächste seiner eigenen Fallen. Er stürzte eine endlos tiefe Schlucht hinunter. Das konnte er unmöglich überleben.

Und Jacobi? Wie tief würde er stürzen? Wann kam der Aufprall? Würde er überleben?

Der alte Mann schaltete den Fernseher aus. Er würde sich überraschen lassen.

KAPITEL 1

»Alle Macht dem Volke! Politiker in den Zoo! Alle Macht dem Volke! Politiker in den Zoo!«

Die Sprechchöre hallten von den Häuserwänden wider, überlagerten, verdichteten sich und stachelten die Demonstranten weiter an. Ihr Schreien wurde noch lauter, noch aggressiver.

»Hände weg von unserer Freiheit!«

»Ihr seid die Totengräber der Demokratie!«

An den Rändern der Kundgebung, die sich von Bornheim in das Frankfurter Nordend schob, sah Norman Jacobi eine Phalanx aus martialisch aufgerüsteten Polizisten. Verspiegelte Helme, Schilde, Schulterpolster. Als würden sie jeden Moment zuschlagen. Davor bauten sich immer wieder Protestierende auf, versuchten, die Beamten in Diskussionen zu verwickeln oder sie lächerlich zu machen. Manche hampelten herum wie Affen im Käfig.

»Alle Macht dem Volke! Politiker in den Zoo!«

Dabei war die Grenze zwischen fröhlicher Herausforderung und wütendem Ernst kaum zu erkennen. Es wurde gerempelt, geflucht, theatralisch gestürzt. Vielleicht, dachte Jacobi, schrien sich einige auch nur warm gegen den eisigen Wind. Es war November in Frankfurt, kalt und ungemütlich.

Jacobi, der eher aus professioneller Neugier in die Kundgebung geraten war als aus politischer Überzeugung, hätte sie fragen können zu ihren Motiven und Meinungen, verzichtete aber. Politik war nicht sein Ressort. Als Polizeirepor-

ter der *Frankfurter Nachrichten* war er vielmehr zuständig für jene Ereignisse, die überhaupt erst zu den Protesten geführt hatten. Vor knapp drei Monaten waren in der Stadt unmittelbar vor der Bürgermeisterwahl drei Politiker der Freien Bürger ermordet worden. Jacobi hatte recherchiert und ein unappetitliches Geflecht aus politischen und wirtschaftlichen Interessen, aus Machtgier und Habsucht aufgedeckt, das sich um die zukünftige Energieversorgung der Stadt drehte und im Wesentlichen auf falschen Versprechungen und handfesten Lügen fußte. Daraufhin waren die Wahlen abgesagt worden. Und statt die Zusammenhänge rückhaltlos aufzuklären, sollte im Landtag ein Gesetz verabschiedet werden, um Politiker künftig besser vor ihren Wählern zu schützen. Das Volk sollte auf Sicherheitsabstand und unter Kontrolle gehalten werden. Seitdem hatte sich überall in Hessen Widerstand formiert, am heftigsten aber wütete der Protest in Frankfurt, wo alles begonnen hatte. Gewissermaßen war Norman Jacobi also mitverantwortlich für den Aufruhr.

Nun wurde auch er angerempelt. Links von sich bemerkte er eine handfeste Rangelei zwischen einem Dutzend Demonstranten und einer Handvoll Polizisten. Die Beamten mühten sich, die Protestierenden auf Distanz zu halten. Einer zückte seinen Schlagstock. Instinktiv hob Jacobi seine Kamera. Der Prügel rauschte hinunter. Aus dem vielstimmigen Raunen wurde ein Schreien, aus dem Handgemenge eine Schlägerei. Jacobi schob sich näher, um freie Sicht zu bekommen, als ihm Ellenbogen in die Rippen gerammt wurden. Eine Gruppe von sechs oder sieben wütenden Demonstranten drängte den anderen zu Hilfe. Die Situation drohte außer Kontrolle zu geraten.

Plötzlich wurde der Tumult von einem Kreischen über-
tönt, schrill, panisch, Frauenstimmen, dann auch Männer.
»Sie bringen uns um! Die bringen uns alle um!«

Jacobi fuhr herum und sah eine Welle rennender und schreiender Demonstranten auf sich zuströmen. Uniformierte drängten ihnen seitlich entgegen, stießen und schlugen auf sie ein, um die Woge irgendwie zu kanalisieren. Dadurch konzentrierte sich ihre ganze Wucht an der Spitze, die Jacobi frontal traf. Er wurde zu Boden geschleudert, schlug auf Hüfte und Schulter auf. Die Kamera rutschte aus der Hand und krachte auf das Pflaster. Mit den Fingerspitzen gelang es ihm, sie zu greifen, als Hunderte Füße über ihn hinwegfluteten, ihn in die Seite trafen, in den Bauch. Er versuchte sich klein zu machen, krümmte sich zusammen, die Hände schützend über den Kopf gelegt, doch das machte es nur schlimmer. Sie traten ihn herum wie einen schlappen Fußball. Hektisch drehte sich Jacobi auf den Bauch, versuchte, auf die Beine zu kommen, wurde wieder umgestoßen und schlitterte mit der Schulter über das Pflaster. Schließlich konnte er sich aufrappeln und wurde mitgerissen von diesem menschlichen Tsunami, der ihn weiter vorn in eine kleine Seitenstraße spülte. Dort ließ er sich auf einen Treppenabsatz fallen und lehnte den Kopf gegen die Hauswand. Atemlos und zitternd starrte Jacobi auf den panischen Menschenstrom und die hilflosen Polizisten, die wahllos um sich schlugen.

Welcher Irrsinn war hier nur ausgebrochen?

Da er keine Erklärung fand, betastete er vorsichtig seinen lädierten Körper. Schulter, Hüfte und Knie taten höllisch weh, ließen sich aber bewegen.

Als er wieder aufsah, strandeten zwei Männer in der schmalen Gasse. Einer der beiden war ähnlich groß wie Jacobi, aber deutlich älter. Aus einer Platzwunde am Kopf lief Blut über sein Gesicht, tropfte auf seine Jacke. Es sah schlimm aus.

»Was ist hier los?«, fragte Jacobi.

Aus weit aufgerissenen Augen starrte ihn der Mann an,

sagte aber kein Wort. Der andere war kleiner, drahtig und trug eine Wolljacke. »Die haben den Verstand verloren«, erklärte er fassungslos. »Die sind komplett wahnsinnig geworden.«

»Wer?«

»Die haben ihn umgebracht. Einfach so. Kannst du dir das vorstellen?«

»Wer?«

»Was?«

»Wer hat jemanden umgebracht?«

Entgeistert sah der Mann Jacobi an. »Die Bullen«, stieß er hervor. »Einen von uns. Einfach totgeschlagen.«

»Die Polizei hat einen Demonstranten getötet? Sind Sie sicher?«

»Was bist du denn für'n Vogel? Natürlich bin ich sicher«, sagte er und wandte Jacobi den Rücken zu. An der Hauswand entlang tastete er sich einige Schritte vor Richtung Straße.

»Haben Sie das gesehen?«, rief ihm Jacobi nach. »Waren Sie dabei?«

»Nein, aber ein Freund. Er hat alles gesehen.«

»Wo ist er jetzt, Ihr Freund?«

Über die Schulter sah der Mann zurück. In seinem Blick lag Angst. »Er ist noch da drin, verstehst du?«

Mehr und mehr Demonstranten retteten sich in die schmale Seitenstraße. Sie alle waren erschöpft, einige blutig, andere nur wütend.

»Was ist passiert?«, fragte Jacobi wieder.

»Sie schlagen uns tot mit ihren Knüppeln. Die hören nicht auf, bis wir alle tot sind. Diese Faschistenschweine!«

»Und sie haben einen Demonstranten getötet?«

»Mindestens. Und wenn wir nichts unternehmen, werden es noch mehr.«

Mühsam stand Jacobi auf und trat näher. »Wie ist das passiert?«

»Sie haben ihn geschnappt und weggerissen«, rief ein anderer. Seinen Nebenmann griff er am Kragen und schüttelte ihn heftig. »Siehst du? Einfach so«, erklärte er und starrte Jacobi an aus irritierend großen schwarzen Augen.

»Wo? Wo war das?«, fragte Jacobi.

»Waagengasse.«

»Kannten Sie das Opfer?«

Kopfschütteln.

»Aber warum? Gab es Streit? Hat er die Polizisten provoziert?«

»Was soll der Scheiß?!«, rief ein bulliger Typ um die vierzig. »Sie haben ihn getötet, kapiert du das? Er hat nur seine Meinung gesagt, und dafür haben sie auf ihn eingeknüpelt wie auf Ungeziefer. Und die ihm helfen wollten, haben sie mit Pfefferspray angegriffen. Damit sie ihn in Ruhe kaltmachen können. Und wenn wir hier noch lange rumstehen, werden wir die Nächsten sein. Ich jedenfalls werde nicht darauf warten. Ich werde mich wehren gegen diese Schweine. Und ihr, was ist mit euch? Kommt ihr mit, oder wollt ihr quatschen?«

Unsichere Blicke. Jacobi erkannte Angst, aber auch unverhohlene Wut. Es fehlte nur der zündende Funke.

»Hey, seht mal, da!«, rief eine Frau und deutete auf zwei Polizisten, die ein Mädchen an der Straßenecke vorüberschleiften. Es schrie und trat um sich, hatte aber keine Chance.

Sofort stürzte sich die Gruppe auf die beiden Beamten und riss sie zu Boden. In ihren massigen Schutzwesten und festgehalten von zahllosen Armen waren sie völlig hilflos, als einige der Demonstranten auf sie eintraten und mit Fäusten auf sie einschlugen.

Entsetzt sah Jacobi zu und wusste doch, dass er nichts ausrichten konnte, diesen Furor zu bremsen. So schob er sich an der Hauswand entlang an dem dichten Knäuel vor-

bei zurück auf die Straße. Dort schien mittlerweile eine regelrechte Schlacht ausgebrochen zu sein. Steine flogen. Dazwischen irrten Protestierer hilf- und ziellos umher. Viele bluteten.

Dann hörte Jacobi ein tiefes Brummen von links, schließlich ein kräftiges Zischen. Der Wasserstrahl traf dicht neben ihm auf den Boden und riss eine Frau von den Beinen, katapultierte sie mehrere Meter über das Pflaster. Sofort wurden Steine gegen das gepanzerte Fahrzeug geschleudert. Die Besatzung reagierte prompt und richtete den Strahl auf die Werfer. Der Pulk stob auseinander wie eine geplatze Melone. Bevor er sich neu sammeln konnte, feuerte der Wasserwerfer eine nächste Fontäne gegen alle, die sich noch aufrecht hielten. Offenbar war der Plan, jenen Beamten den Rücken freizuhalten, die die Straße abriegeln sollten, in der angeblich ein Mord geschehen war. Gleichzeitig wurden dadurch die Demonstranten genau auf die Truppen zugetrieben, die den Zug weiter vorn bremsen oder zumindest in ruhigere Bahnen lenken sollten. Es war idiotisch und musste im Chaos enden.

Als ob die ganze Stadt unter Drogen stünde.

Doch auch daran würde Jacobi nichts ändern. Er hatte genug damit zu tun, selbst nicht noch weiter unter die Räder zu geraten. Und er wollte wissen, wie es überhaupt so weit hatte kommen können.

Er musste zum Tatort, wenn es denn einen gab.

Der Weg dorthin führte gegen den Strom und vorbei am Wasserwerfer. Wieder schlängelte sich Jacobi an der Hauswand entlang. Dabei erwischten ihn jede Menge Ellenbogen und schließlich die nächste Fontäne. Die Gischt nahm ihm die Sicht und den Atem, und als ihn der Strahl für eine Sekunde frontal traf, hatte er das Gefühl, lebendig an die Fassade genagelt zu werden. Danach stützte er sich erschöpft auf die Knie und schnappte nach Luft. Alles tat ihm weh. Als

das Fahrzeug mit tiefem Grollen dicht an ihm vorüberrollte, verspürte Jacobi wütende Lust, eine Handgranate hineinzuwerfen.

Nachdem er wieder halbwegs zu Atem gekommen war, richtete er sich auf. Langsam entfernte er sich vom Wasserwerfer, der die Demonstranten weiter vor sich hertrieb. Jacobi sah nicht auf, sondern konzentrierte sich auf jeden seiner Schritte, die böse schmerzten. Er war auf das Knie gestürzt, auf die Hüfte und die Schulter, hatte Abschürfungen an Händen und Armen. Außerdem waren seine Jacke und der Pullover komplett durchnässt, und der Wind zerrte grässlich.

Endlich ließ er die letzten versprengten Protestierer hinter sich. Das Schreien und Kreischen entfernte sich und hallte hohl von den Häuserwänden wider.

Jacobi bog ab nach rechts. Die schmale Straße war menschenleer und gesäumt von Altbauten mit schmutzigen Fassaden. Sie ließen die Luft noch eine Spur grauer erscheinen. Während er seinen holprigen Schritten lauschte, dachte Jacobi an das ungeheure Geräusch. *Sie haben einen Demonstranten totgeschlagen, einfach so.*

Und plötzlich sah er die Polizisten dicht vor Augen. Mit ihren Rüstungen wirkten sie wie menschliche Kampfmaschinen. Hinter den verspiegelten Visieren ihrer Helme waren Gesichter nicht zu erkennen. Vermutlich besaßen sie keine. Jacobi konnte nicht sagen, woher sie so unvermittelt aufgetaucht und wie viele es insgesamt waren. Vielleicht fünf, vielleicht zehn. Sie schienen überall. Sie schrien ihn an, zerrten an ihm. Dann die Schlagstöcke. Sie kamen aus allen Richtungen, zuckten über ihm wie Gewitterblitze und trafen ihn an Knie und Schulter, an Rücken und Bauch. Er schrie, versuchte sich zu schützen, doch sie waren einfach zu viele. Schließlich schleiften ihn die Polizisten weg, und die Straße lag wieder so still in der Stadt wie zuvor.

An einer Hauswand stützte sich Jacobi ab und pumppte

Luft. Er kannte diese Filme in seinem Kopf. Auf dem Weg zum Tatort verdichteten sich darin Informationen, Gerüchte und weitere Eindrücke. Die ganze Gewalt und das Grauen trafen ihn regelmäßig mit voller Wucht wie die Fontäne des Wasserwerfers. Inzwischen hatte er einigermaßen gelernt, damit zu leben. Er zog den Kopf ein und wartete, bis der Bildersturm vorüber war.

Doch das hier war anders.

Bisher war er immer nur Zuschauer gewesen. Zum ersten Mal spielte er nun selbst in dem Streifen. Der Gedanke, dass dies etwas bedeuten konnte, waberte über den Boden seiner Aufmerksamkeit und ließ ihn zittern. Bevor er an Kontur gewann, richtete sich Jacobi auf und biss sich auf die Lippe. Auf keinen Fall wollte er sich von seiner eigenen Fantasie Angst einjagen lassen. Er musste sich ein echtes Bild machen, vom Tatort, der Leiche, den Zeugen.

Wackelig auf den Beinen ging er weiter, Schritt für Schritt. Bei der nächsten Gelegenheit bog er wieder rechts ab und erreichte schließlich die Waagengasse. Dort sah er nur vereinzelte Menschen, erschöpft, verängstigt. Jacobi spürte Anspannung, zwang sich zu gerader Haltung und ging ihnen entgegen.

Die Straße weitete sich zu einem kleinen Platz, der von Häusern mit Höfen umstanden war. Eine Zufahrt war durch einen Mannschaftswagen der Polizei verdeckt. Dann musste an den Gerüchten etwas dran sein. Zumindest hatte es einen Zwischenfall gegeben. Vor dem Einsatzwagen war ein Riegel aus uniformierten Beamten postiert. Die Schaulustigen beobachteten misstrauisch von der anderen Seite des Platzes. Wie ein nervöser Waffenstillstand, der jederzeit in das nächste Gefecht münden konnte.

Zielstrebig und so aufrecht wie möglich überquerte Jacobi die freie Fläche. Dabei spürte er die Blicke. Unruhig sahen sich die Polizisten an. Einer machte zwei Schritte nach vorn

und hob die Hand. »Stopp. Bleiben Sie stehen. Stehen bleiben.«

Jacobi hielt an, drei Meter vor dem Beamten.

»Das hier ist ein Tatort«, sagte der Uniformierte. »Gehen Sie zurück auf die andere Seite.«

Jacobi fixierte sein Gegenüber. »Ich bin Journalist. Ich möchte wissen, was passiert ist.«

Wieder nervöse Blicke. »Warten Sie auf die Stellungnahme der Staatsanwaltschaft.«

Die Anspannung der Beamten gab Jacobi weiter Sicherheit. »Ich möchte nur einen winzigen Blick in den Hof werfen. Das können Sie mir nicht abschlagen.« Er grinste schief. »Sie sind ja keine Schläger.«

Der Polizist biss sich auf die Lippe, sah nach links und rechts und hob dann den Kopf. »Gehen Sie zurück. Hier gibt es nichts zu sehen. Gehen Sie.«

Sie ließen sich nicht aus den Augen, bis Jacobi einige Schritte rückwärts machte und sich schließlich umwandte. In den Gesichtern der Schaulustigen bemerkte er Anerkennung, aber auch Erleichterung. Neben einer korpulenten Frau, die eine lange Strickjacke und dünne Stoffschuhe trug, blieb er stehen. »Sie wohnen hier?«

Sie nickte.

»Haben Sie was gesehen?«

Die Frau zögerte, schien Risiken abzuwägen. »Nicht direkt«, sagte sie. »Erst als es vorbei war.«

»Polizisten? Mit Helm und Schutzwesten?«

Sie sah ihn an. In ihren Augen lag ein Flehen, sie nicht weiter in Bedrängnis zu bringen. Schließlich schüttelte sie den Kopf. »Ich habe nichts gesehen. Gar nichts«, erklärte sie und ging zurück in eines der Häuser. Jacobi blickte sich um und erkannte, dass er auch von den anderen Zuschauern nichts erfahren würde. Zu tief saßen der Schock und die Furcht vor der Polizei.

Trotzdem.

Er war den weiten Weg nicht gekommen, um sich abspeisen zu lassen. Jacobi spähte die Fassaden hinauf. Etwas rechts von ihm stand ein Haus mit Balkonen zum Platz. Er überlegte nicht lange und schob sich durch eine Gruppe Anwohner in die offene Haustür. Seine Schritte hallten über die hölzerne Treppe. Im zweiten Stock klingelte er an einer Wohnung. Von dort hoffte er, über den Mannschaftswagen hinweg in den Hof sehen zu können.

Jacobi las das Klingelschild, als ein junger Mann die Tür einen Spalt öffnete und ihn misstrauisch ansah. »Herr Gradetzki? Guten Tag. Mein Name ist Jacobi. Ich bin Journalist der *Frankfurter Nachrichten*. Dürfte ich kurz einen Blick von Ihrem Balkon werfen?«

Der Mann kniff die Augen zusammen.

»Ja, natürlich, Sie haben recht«, sagte Jacobi lächelnd. »Das kann jeder behaupten. Warten Sie.« Aus seiner Brieftasche zog er seinen Presseausweis hervor und streckte ihn Gradetzki entgegen, zusammen mit einem 50-Euro-Schein. Noch immer zögerte der Mann. Um Jacobis Schuhe glänzte es feucht auf dem Treppenabsatz.

»Ich werde keine Fragen stellen«, sagte er. »Ich möchte nur schauen. Wenn Sie wollen, ziehe ich meine Schuhe aus.« Jacobi bückte sich.

In diesem Augenblick schwoll dumpfer Donner schwerer Schritte durch das Treppenhaus. »Polizei. Gehen Sie zurück in Ihre Wohnungen und schließen Sie die Vorhänge.« Es klang, als würde ein ganzes Bataillon die Stufen hinaufstürmen.

Jacobi richtete sich auf und blickte auf eine geschlossene Wohnungstür. Als er seine Brieftasche zurückgesteckt hatte, erschienen die ersten Polizisten auf dem Treppenabsatz. »Kommen Sie«, sagte einer von ihnen, »wir gehen.« Einen kurzen Moment erwog Jacobi, etwas zu riskieren, als ihn